22. September 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 218

In freier Stunde



(28. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Der Motor heult auf, das ist ein herrlicher Morgengesang in ihren Ohren.

„Bombenschlag, die Kiste! Was?!“ brüllt Thiele und strahlt übers ganze Gesicht.

Schorsch preßt die Lippen zusammen, schaltet und rückt die Kupplung ein. Da tupft ihn der Doktor auf die Schulter.

„Laß mich mit!“

Schorsch versteht. Es ist schließlich des Doktors Kind. Er winkt ihm zu, und der Doktor schwingt sich neben ihn.

„Achtung!“

Wie ein Pfeil schießt der Wagen los.

Morgentau hat den Asphalt feucht gemacht, sie müssen vorsichtig sein.

Auf der Geraden huscht der Zeiger des Tachometers auf die hundertachtzig zu.

Die beiden Männer fühlen keinen Unterschied mehr: 95 . . . 120 . . . 150 . . . 180 . . . alles erscheint ihnen gleich schnell. Die Geschwindigkeit hat alles Gefühl für die Steigerung genommen. Nur der unbestechliche Zeiger des Tachometers sagt ihnen, in welchem ungeheuren Tempo sie über die Bahn jagen. Jetzt sind sie fast an die 200 gekommen. Das Motorengeräusch ist in ein irrsinnig eindringliches Singen übergegangen. Der Luftdruck quetscht sie in ihre Sitze zurück.

Der Doktor will etwas rufen . . . die Kurve schwebt heran . . . er kommt nicht dazu . . . schon haben die Bremsen die Geschwindigkeit auf 150 Kilometer herabgesetzt . . . das ist, als stoße sie eine Riesenfaust gegen die Brust. Der Wagen tanzt unter ihnen, einen Augenblick ist Heinz zumute, als wirble die Welt unter ihm. Da drückt Schorsch schon hart an der Grasnarbe den Wagen durch das Rund.

Die zweite Gerade!

Trocken ist die Bahn geworden. Hier hat die Sonne bereits den Tau aufgesogen, und nun, silberner Vogel, du Glück auf Falkenau, zeige, was du kannst!

Zweihundertfünfzehn!

Das ist wohl das Maximum.

Der kleine Wagen rollt nicht mehr, er fliegt!

O nein, da ist vom Regen eine leichte Vertiefung eingewaschen . . . es kracht, als hiebe ein Dampfhammer auf sie herab. O Gott, denkt Heinz, das ist heller Wahnsinn! . . . Aber als sie nun abstoppen, scheint es ihm, als kröchen sie plötzlich, und er bedauert, daß es schon zu Ende ist. Dabei laufen sie noch gut hundert Kilometer in der Stunde.

Als sie halten, fällt ihnen Vater Heinrich fast um den Hals. Er zappelt vor Erregung, hat den Sieg schon wieder in der Tasche und will Pläne schmieden. Thiele hat einige hundert Meter weiter die Zeit abgestoppt, jetzt kommt er angelaufen.

„Großartig! Fabelhafte Zeit! Beinahe Bahnrekord!“

„Beinahe erst?“

Schorsch ist nicht zufrieden.

„Er muß mehr hergeben, Doktor!“

Heinz ist verblüfft.

„Noch mehr? Aber das ist doch ein Spiel mit dem Leben!“

„Unsinn. Wir wollen doch siegen, nicht wahr? Ich werde mal fünf Runden allein fahren. Dann wollen wir weitersehen!“

„Nimm dich in acht, Schorsch!“

„Quatsch! Um mich braucht keiner zu trauern. Außerdem freu ich mich viel zu sehr aufs Mittagessen.“

Er läßt sich nicht davon abbringen. Er will fünf Runden allein fahren, um das Letzte aus dem Wagen herauszuholen.

„Vorsicht, Schorsch!“ mahnt der Doktor noch einmal. „Du willst ausprobieren, nicht unbedingt Rekord fahren! Die Reifen sind auch nicht mehr neu.“

„Unke nicht!“ winkt der lachend ab. „Wir müssen doch zum Ziel kommen. Es geht um die [illegible]! Würdest du es anders machen als ich?“

Er rückt sich die Brille herunter.

„Also Hals- und Beinbruch!“

Da knurrt der Motor schon, heult auf, brüllt und donnert wie ein Urwelttier in wütendem Zorn. Wie von unsichtbarer Gigantenhand gestoßen, saust der Wagen über die Bahn.

Die erste Runde erreicht den Durchschnitt der vorigen Versuchsfahrt. Die nächste wird besser sein.

Sie ist es auch.

Der Doktor blickt wie verzaubert auf die kleine Uhr in seiner Hand, die das Schicksal von vier Menschen entscheidet. Gleichmütig huscht der schlanke Zeiger über das Zahlenrund.

„Er hat den Bahnrekord seiner Klasse bereits um

dreizehntel Sekunden unterboten!“ ruft er Vater Heinrich zu, der neben ihm steht und sich den Schweiß von der Stirn wischt. Dabei ist der Morgen kühl.

„Heiliger Himmel! Heiliger Himmel!“ murmelt der alte Herr wie abwesend.

Da ist der Wagen schon wieder heran. Ein Punkt, ein rasender Punkt, der plötzlich größer wird, vorübersaust, als wische eine Hand über die Augen, und wieder zum Punkt in der Ferne zusammenschrumpft.

„Eine Minute drei Sekunden unter dem Bahnrekord! Er soll aufhören, sonst überdreht er die Maschine!“

Der Doktor holt das Taschentuch heraus, das verabredete Zeichen zu geben. Da kommt der silberne Vogel wieder heran. Sie sehen ihm mit dem Feldstecher entgegen, um Lage und Lauf des Fahrzeugs früher, deutlicher und genauer beobachten zu können.

„Liegt wie ein Brett!“ brüllt der Doktor aufgeregt. Vater Heinrich nickt.

„Dabei hat er mindestens zwohundertfünfzig drauf.“

„Herrgott . . .!!!“

Er krallt sich fest in Vater Heinrichs Arm. Er sieht durchs Glas einen kleinen Punkt vorwegeilen, lustig anzusehen wie Spielzeug . . . das ist ein Vorderrad . . . oder ein Reifen!

„Ein Reifen!!!“

„Was ist . . .?“

Jetzt . . . der Wagen schaukelt . . . er kreiselt wie verrückt um seine eigene Achse, springt hoch in die Luft, überschlägt sich, drei-, viermal . . . und steht. Steht quer über die Bahn.

„Schorsch! Schorsch!“

Heinz läuft wie ein Irrsinniger. Fünfhundert Meter . . oh, sie können eine Ewigkeit weit sein. Vater Heinrich hinterher.

„Schorsch . . . Schorsch! Junge, wo bist du?!“

Der Wagen dampft. Das rechte Vorderrad ist bis zur Unkenntlichkeit zusammengedrückt, der zerfetzte Reifen einige hundert Meter weitergetrudelt, die Karosse ein wüster Trümmerhaufen.

Schorsch liegt still über dem Steuerrad, den Kopf nach unten in die Karosse gedrückt. Ein Bein ist ihm vom Luftdruck aus dem Einstieg herausgeschleudert, das andere hängt zwischen den Pedalen.

„Schorsch! Alter Junge!“

Heinz kann die Hände des Freundes nicht vom Steuerrad lösen, sie halten fest, als wollten sie nicht loslassen. Auch jetzt noch nicht. Montieren müssen sie, das ganze Steuerrad muß los.

Mit fliegenden Händen arbeitet Heinz, irrsinniges Zeug auf den Bewußtlosen einredend. Als auch Thiele heran ist, betten sie den Freund auf den Rasen. Thiele fährt dann mit dem Wagen seines Schwagers los, den Rettungswagen zu bestellen.

Sie sprechen nicht viel. Der Doktor untersucht, kann aber kaum eine äußere Verletzung feststellen.

Der Ohnmächtige röchelt leise. Dann schlägt er die Augen auf.

„Zündung . . . Zündung . . . abstellen . . .“

Dann bricht ihm roter Schaum aus Mund und Nase und verschlingt, was er sagen will.

Vater Heinrich wendet sich ab. Seine Zähne knirschen. Er reißt sich sehr zusammen.

„Was ist, Doktor? Kannst du's sehen?“

„Rippen in der Lunge.“

„Und . . .?“

„Keine Ahnung. Ein Wunder muß kommen.“

Er stierte lange und abwesend vor sich hin.

„Ich bin sein Mörder . . . ich . . . und der da!“

Er deutet auf den zertrümmerten Wagen.

„Das Glück auf Falkenau! . . . Ha!“

„Doktor, was redest du für Unsinn!“

„Erst Hambacher . . . dann das Mädchen . . . nun Schorsch . . .?!“

„Wenn ein Reifen zum Teufel geht, kann kein Mensch etwas dafür. Außerdem hoffe ich ganz sicher, daß wir ihn durchkriegen. Schorsch ist zähe. Ich hab' ihn schon einmal durchgekriegt,“ wendet Vater Heinrich ein.

Der Doktor lacht ganz leise, unheimlich anzuhören.

„Der Reifen? . . . Nein, nein!“

Er schüttelt den Kopf, lächelt wie ein Irrer.

„Das ist etwas anderes. Das ist eine Rechnung, die bezahlt werden muß. Eine neue Idee kommt nicht umsonst. Sie will bezahlt sein mit Liebe, Ehre, Glück und — Leben . . .“

Eine Weile steht er stumm. Dann löst sich's: der Schrecken, das Entsetzen. Gewaltig bricht's aus ihm heraus: „Aber nicht Schorsch! Aber nicht Schorsch!“

Vater Heinrich nimmt ihn am Arm, führt ihn auf die Seite.

„Haltung, Doktor! — Da kommt das Sanitätsauto. Willst du mitfahren oder soll ich? . . . Du könntest dich doch um den Wagen kümmern.“

Doch Heinz winkt ab.

„Ich bleibe bei ihm. Das ist nun wieder wie damals achtzehn in Flandern.“

„Und der Wagen?“

„Macht, was ihr wollt mit ihm. Thiele versteht ja genug von allem.“

„Bitte einsteigen!“ mahnen die Krankenfahrer.

„Ruf uns an, Doktor!“

Der nickt mechanisch. Gehört hat er nichts. —

Das Auto unter ihm rollt. Es ist sanft gefedert, und der Fahrer meidet jeden Stoß. Neben ihm sitzt unbeweglich ein Beamter. Vor ihm liegt Schorsch. Alles ist weiß und unheimlich.

Sein Blick liegt unverwandt auf dem weißen Gesicht des Freundes.

Alter Kamerad . . .

Lieber alter Kamerad . . .

Haben wir nicht manches tolle Ding zusammen gedreht? Weißt du noch, wie wir dem Engländer die Reifen abmontiert haben? Du mit dem Schraubenschlüssel, ich mit der Pistole in der Faust? Ach, und der Dreck, als sie nachher auf unsern Benz nicht paßten! Bloß Oberleutnant Papenroth von der zweiten Abteilung konnte sie auf seinem Stöwer gebrauchen. Alle Schinderei umsonst, und wir mußten den verdammten Saudreck, die Stahlreifen, weiterfahren . . . Himmelherrgottsapperment, ich hör dich noch schimpfen! . . .

Schorsch, alter Kamerad . . .

Und wie wir uns wiedersahen auf der Stempelstelle, du und ich! Und sogar Arbeit haben wir gekriegt, und es ist uns eigentlich schweinemäßig gut gegangen bei Frau Fritzsche mit Morgenkaffee und Abendbrot! Ach Gott, und die Insel! Die Falkenau! Wie hast du geunkt von wegen Robinsonspielerei und so . . . und wie schön war es, wie wunderbar schön . . .

Nun liegst du da wegen eines dämlichen Reifens, und dein ernstes Gesicht ist so weiß wie das Tuch . . . nur aus dem Mund, da sickern dir dünne Blutfäden heraus und versauen die schöne, weiße Leinwand . . . ja, ja, das macht, wenn einem das Steuerrad in die Rippen fährt!! Das geht doch nicht gut . . . Schorsch . . . ach Gott, und du willst tatsächlich nicht mitkommen? Alter Junge, du wirst doch den armen Doktor nicht ganz alleine trotten lassen?! . . . Zum Teufel, nennst du das Kameradschaft?

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück kommt zu Peter und Kitti

Erzählung von Gertrud von Lutzau

„Peterle," rief Kitti hinüber ins Atelier, „ich weiß was! Wir rücken den Tisch auf die Veranda! Schau doch bloß die Sonne an, wie eine Explosion steht sie im Blau des Himmels. Genießen wir die letzten schönen Tage des Herbstes."

Peter Ule erschien in der Tür, hoch und sehr schlank, im gelben Malkittel. Er trennte sich ungern von ihm, obwohl er nicht mehr malte. Fortuna hatte sich von ihm gewandt, die Aufträge ließen auf sich warten. Er öffnete die Tür zur Veranda. Eine erstaunliche Wärme hatte sich hinter den Glasfenstern aufgespeichert, man glaubte, den Geruch von erwärmtem Holz zu spüren.

„Wahrhaftig! Es ist wie damals — heute morgen," sagte er versonnen, „nur daß wir diese Blumen auf der Wiese pflückten droben auf der Bellagio." Sie sahen sich zärtlich an und hoben den geschmückten Tisch vorsichtig über die Schwelle, leise bebten Dahlien in der Schale, leuchtend in ihrem satten Rot. Das würde immer so sein am 5. Oktober, denn dies war ihr Hochzeitstag, und heute jährte er sich zum vierten Male. Sie standen am Fenster und schwiegen, ihre Blicke gingen über den Vorgarten hinweg in den strahlenden Morgen hinein.

Aber auf Peters Stirn hatte sich eine Falte gebildet, sie vertiefte sich langsam, und auch in Kittis Gesicht war das Lächeln erloschen. Und sie hatten sich doch stillschweigend geschworen, heute nicht traurig zu sein, heute nicht zu grübeln! Warum konnten sie nicht einmal von dieser drückenden Sorge um das Morgen loskommen, einmal ganz und gar glücklich sein? —

Aber in den letzten Wochen und Monaten hatte sie das Glück verlassen. Es war kein Auftrag eingelaufen — nicht ein einziger — nicht der kleinste. Und das war schlimm, sehr schlimm. Eine lähmende Schwermut hatte Peter überkommen, jede Schaffensfreude war in ihm erloschen. Sie sprachen nicht darüber und litten schweigend. Ueberhaupt war es besser, wenig Worte zu machen in solch kleiner Behausung. Sich Ruhe zum Nachdenken zu gönnen, Spielraum für die Phantasie und ach, für ihren Kummer. Das war noch das Beste, was sie sich geben konnten. Wozu auch sprechen? Sie fühlten auch so bis ins Innerste, was im andern vorging, und ihre Herzen sprachen ständig zueinander.

Wenn er nur erst wieder malen würde, malen könnte, dachte Kitti. Vielleicht, vielleicht wird es dann auch wieder etwas mit der Ausstellung werden. Und warum sollten sie nicht auch einmal wieder Glück haben? Doch das kostet — viel sogar: Farbe, Leinwand, Rahmen, Versandspesen.

Aber heute, spätestens morgen muß ja Antwort kommen aus Dornburg auf ihren heimlichen Brief.

Ein graugrüner Umschlag wird im Briefkasten liegen, links oben wird schwarz aufgedruckt stehen: „Friedrich Kleinschmidt, Herrenstoffe en gros und en detail, gegr. 1875". Das ist ihr Saisonchef, der eigentlich eine Art ganz weitläufiger Onkel ist, allerdings sehr weitläufig, Gott sei Dank.

Herrn Friedrich Kleinschmidts runder Seehundskopf taucht vor ihr auf, mit den spiegelglatt anpomadisierten Härchen — brr! Aber was tut es, in dem Brief wird stehen, daß das Geld schon unterwegs ist, diese 100 Mark, die er ja nicht schenken soll, o nein, die sie heimlich bei ihm abarbeiten will in den nächsten Monaten. Wie wird sie das überhaupt noch deichseln? Peter wird wütend sein, ihr wird ein wenig Angst, sie kuschelt ihre kleine Faust in Peters große Hand.

Peter fährt ein wenig zusammen. Wie rauh ihre Haut ist, und wieviele kleine Risse darin sind. Sie hat die Creme gespart, denkt er bitter, und das Blut schießt ihm ins Gesicht. Er wendet sich zu ihr, sein scharfer Blick überfliegt sie. Ihre Augen sind größer geworden in diesen Wochen und das Rosa ihrer Wangen zarter. Wie a getragen schon ihr Kleidchen ist! Ein Schuft bin ich, ein elender Egoist, den Kopf hängen zu lassen! In einem Anfall heißer Reue nimmt er ihr Gesicht zwischen beide Hände, zieht es nahe an sich heran, so nahe, daß die Wimpern sich berühren. „Kitti," flüstert er, „ich möchte dir heute noch etwas zuliebe tun." „Ja," haucht sie, „ja." Es beginnt etwas zu zittern in ihr, und ohne seinen Blick loszulassen, greift sie nach dem Skizzenbuch auf dem Tisch. „Da," sagt sie, „Peterle, halt' ihn fest, diesen wundersamen Morgen — die Sonne, das Jauchzen der Kinder und die Hoffnung über allem, du mußt, Peterle, und du wirst, ich fühle es —"

Sie hat ihm den Stift in die Hand gespielt, er hat den Kopf gesenkt, der Nagel seines Daumes kerbt kleine Rinnen in das Holz, eine neben die andere.

Da schrillt die Klingel — der Brief? Kitti löst sich, sie geht schnell hinaus, nachzuschauen, winkt noch von der Tür aus: „Ich setz' dir dann die Palette auf, Peterle gelt?" und sie sieht noch, wie er die Studienmappe aufklappt.

Es ist tatsächlich der graugrüne Brief. Mit fliegenden Händen öffnet sie ihn draußen auf dem Treppenhaus, damit Peter sie nicht überraschen kann. Es steht nichts darin vom Geldsenden und auch nichts von ihrer Anfrage, aber es steht eine langatmige Geschichte darin von Anna, ihrer Stellvertreterin und daß sie nichts tauge — kurz, es sei höchste Zeit, daß Kitti einmal käme . . . usw. Anbei auch das Reisegeld und ein paar Mark darüber, sie sollte sich mit ihrem Manne einen frohen Abend machen.

Sie läßt die Hände sinken, muß sich auf die Treppenstufen setzen und fängt von vorne an zu lesen. Schließlich nimmt sie den Umschlag vor, die zwanzig Mark Reisegeld flattern heraus und ein paar verlegene Zeilen dazu.

„Was Du im übrigen schriebst, liebe Kitti, wirst Du wohl selbst inzwischen als unsinnig eingesehen haben. Ihr habt nichts zu essen und wollt Oelfarbe kaufen, Ihr habt nichts anzuziehen und wollt Leinwand für neue Bilder anschaffen, die niemand kauft! Nee, meine Liebe, das wäre sündhaft, dazu meine Hand zu reichen. Erst mal das alte Lager räumen und die Inventur machen. Kann ich vielleicht ins Blaue hinein mein Lager erhöhen? Da säße ich freilich genau so im Trocknen wie Ihr. Man muß das Kind mal beim richtigen Namen nennen. Aber nichts für ungut.

Mit deutschem Gruß! Dein Onkel Friedrich."

Kitti hockte vernichtet auf ihrer Treppenstufe. Ganz leer ist sie auf einmal — ohne jeden Gedanken, ohne jede Empfindung.

So sitzt sie, bis sie Petes Schritte hört und seine Stimme, die sie aufhorchen läßt.

„Was ist mit der Palette?" ruft er hell und seltsam energisch.

„Gleich, gleich!" und sie versucht, ihrer Stimme einen ruhigen Ton zu geben.

Heftig wie ein jäher Schmerz hat sie die seelige Gewißheit durchzuckt:

Peter will arbeiten, Peter will malen! Peterle, Peterle, lieber Mensch!

Sie schiebt den Brief in den Ausschnitt, glatt und tot liegt er auf ihrer Haut.

Peter ist schon längst dabei, die Malgeräte aus der Ecke zu räumen. Während Kitti die Farben auf die Palette quetscht, bastelt Peter, den Rücken ihr zugewandt, an der Staffelei herum. Plötzlich hält er inne, den Kopf steif geradeaus gerichtet, und sagt etwas ganz Törichtes. Jedes Wort schallt hart und einzeln in den Raum.

„Und wenn wir die Wände einrennen müssen, Kitti, wir trennen uns nicht!"

„Natürlich nicht!" frohlockt sie in sich hinein, aber sie sagt keinen Ton, er hat auch keinen erwartet. Stumm beendet sie ihre Arbeit, setzt ihm einen kleinen Kuß hinters Ohr und gleitet leise ins Kämmerchen nebenan.

Hartnäckig und qualvoll zermartert sie sich nach einem Ausweg. Der Brief fängt an, wieder lebendig zu werden und zu bohren. Ihm zum Trotz und nun erst recht soll Peter malen! Endlich kommt ihr ein nüchterner Gedanke: wie wäre es mit einer kleinen graphischen Ausstellung? Fragend schaut sie durch den Türspalt in Peters Gesicht. Sie sieht das neue Leuchten darin und wie er schon ganz hingegeben ist an das Glück des Schaffens. Da bricht plötzlich etwas auf in ihr, ein Wille, wie nie zuvor. Es steht fest, heute noch muß es geschehen! Sie zieht den Mantel an und klemmt die Studienmappe unter den Arm.

Um Peter braucht sie sich jetzt stundenlang nicht zu sorgen, der wird weder Hunger haben noch Durst, wenn er so vor der Staffelei steht.

Sie hat nur noch eins im Kopf, handeln! — — —

Sie springt die Treppe hinab, eilt die Maximilianstraße entlang und bleibt endlich vor einem Schaufenster stehen. „Bücherstube" steht darüber und „Graphische Ausstellung. Eintritt frei." Sie hat nicht einmal Herzklopfen, wie sie dem Inhaber die Mappe vorlegt, die nötigen Erklärungen gibt und fragt, ob und wann die Blätter und eine weitere Kollektion gehängt werden können und ob er die Rähmchen stelle.

„Wir haben Rähmchen zum Auswechseln," beeilt er sich zu antworten und lächelt sie an, irgendwie gerührt. Aber sie müsse sich gedulden — vorläufig sei auf Monate hinaus kein Platz. Er würde sie im gegebenen Moment benachrichtigen.

„Und die Verkaufsmöglichkeiten?" fragt sie noch. Er zuckt die Achseln. Allzu viel dürfe man sich nicht davon versprechen.

Gut! denkt sie kalt. Also weiter zum nächsten!

„Moment mal, bitte," hört sie plötzlich. „Mir fällt da eben ein, der bekannte Verleger Olbers sucht neuerdings allerhand zu Reproduktionszwecken."

„Zu Reproduktionen?" fragt sie gedehnt, „da kommt doch nichts dabei heraus!"

„Es kommt darauf an — lassen Sie mir doch bitte die Mappe da! Uebrigens“ — er zieht die Uhr — „Olbers wird in einer halben Stunde bei mir vorbeikommen. Vielleicht läßt sich etwas machen — ich werde alles versuchen, ihn zu interessieren.“

Kitti zögert. — „Also gut!“ In einer halben Stunde wird sie wiederkommen.

Nur nicht grübeln, überlegt sie und läuft mit festen Schritten diese Stunde ab, in der die Zeiger sämtlicher Turmuhren nicht zu rücken scheinen.

Endlich steht sie wieder in der Bücherstube. Der Inhaber, Herr Hugendübel, sagt mit liebenswürdig bedauerndem Tonfall. „Schade, Olbers war leider sehr pressiert, beim besten Willen war es mir nicht — — —“

„Das macht nichts,“ unterbricht ihn Kitti schnell mit blassem Lächeln. Nur keinen Aufenthalt nochmals, denkt sie erregt. „Bitte, die Mappe!“

„Sie verstehen mich falsch, Frau Ule,“ fährt Herr Hugendübel leicht gekränkt und eifrig fort, „es ist noch nichts verloren! Er wird die Sachen durchsehen, er nahm sie mit ... Ich rate Ihnen, morgen selbst . . .“

Kitti versteht kein Wort mehr von dem ganzen Redeschwall. Mit Entsetzen hat sie erfaßt, daß die Mappe fort ist — das genügt. Mechanisch ergreift sie die Türklinke, grüßt und geht.

Sie steht mit hängenden Schultern und einem unsagbar trostlosen Gefühl auf der Straße. Jetzt ist alles vorbei — niemandem kann sie mehr die Blätter vorlegen, alle Hoffnungen sind wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Dann ein neuer Schreck: wenn Peter sie etwa heute schon gebraucht für sein neues Bild? Wie konnte sie nur auf die Wahnsinnsidee verfallen, ohne ein Wort zu sagen, damit wegzulaufen? Trostlos.

Wie komme ich überhaupt ohne sie nach Hause? Aber es wird ihr im selben Moment klar, daß sie sofort mit Peter sprechen muß.

Sie geht langsam ihrer Wohnung zu. Sie hält sich am Geländer, kleine Schluchzer sitzen ihr in der Kehle. Am zweiten Treppenabsatz klingen ihr plötzlich Grammophontöne entgegen. Ein alter Schlager — ekelhaft und wie ein Hohn!

Die Töne strömen stärker, je höher sie kommt. Was ist das? Es klingt fast, als kämen sie aus ihrer Wohnung. Jetzt hört sie ganz deutlich Peters Stimme, die mitsingt. Sie öffnet die Eingangstür, und ihre Augen weiten sich. Alle Türen stehen sperrangelweit auf, auch die Fenster. Peter steht mitten im Atelier mit einem höchst albernen Gesichtsausdruck, er will gerade die Kurbel des Grammophons wieder andrehen. Sein Kittel flattert im Luftzug. Ueberall sind Bilder aufgestellt, offene Mappen liegen umher — ein Tohuwabohu. Solange sie lebt, wird sie diesen Augenblick nicht vergessen. Sie steht wie angenagelt. Eines von uns hat den Verstand verloren, sagt sie sich. Da blickt Peter auf, springt auf sie zu, hebt sie auf beide Arme und tanzt wie toll mit ihr im Zimmer herum, bis ihm der Atem ausgeht. Dann läßt er sie plötzlich sanft auf den nächsten Stuhl gleiten, schnappt nach Luft und sagt ganz trocken: „Denk mal, wir brauchen sie gar nicht einzurennen!“

„Was denn, was denn?“ stammelt Kitti.

„Die Wände natürlich, was denn sonst? Aus ist es mit dem Larvenzustand der Ehe! Glaubst du es nun?“ jauchzt er plötzlich heraus. Er greift in die Brieftasche — „da — da — da“ und wirft einige blaue Scheine auf den Tisch. „Alles echt! Und hier der Vertrag.“ Er hält ihr das Schriftstück ganz dicht vors Gesicht.

„Also höre!“ sagt er endlich etwas gefaßter. „Olbers, dein Olbers,“ betont er, „war bereits hier. Dieser Mensch braucht meine Sachen — ausgerechnet meine Bilder, meine Zeichnungen. Kitti, Kitti! Es ist ja nicht zu glauben — fast alles — zu Postkarten, zu Kunstblättern, was weiß ich — was weiß er. Laufend — verstehst du das? — und für den Kalender sogar gleich 24 Stück!“

„Das ist wunderbar, Peterle, ganz wunderbar!“ flüstert Kitti vor sich hin. „Wie ein Traum ist es.“

Peter hat plötzlich innegehalten, ist in Gedanken verloren vor seinen Bildern stehengeblieben.

„Erzähl' mir von vorn — alles — ganz genau, schnell, was sagt er zu deinen Bildern? Setz' dich zu mir,“ drängt sie.

„Es zerreißt einen fast,“ hat Peter gleichzeitig ausgestoßen.

Er läuft wieder erregt im Raume auf und ab.

„Wo hast du nur den Mut hergenommen, wie aus einer Pistole geschossen Hugendübel zu überfallen? Liebling — du, du!“ jauchzt er wieder. Aber in gleichem Atem geht es weiter.

„Weißt du, zuerst habe ich einen Schreck gekriegt, auch Oelbilder in so kleine Formate übertragen zu sehen. Ueberhaupt dieser ganze papierene Kunstdruckbegriff ging mir etwas gegen den Strich. Doch das ist mehr oder weniger äußerlich und unwesentlich. Es geht heute um ganz anderes!“

Langsam kommt Peter auf Kitti zu.

Aus seinem Gesicht ist jeder überreizte Zug gewichen, eine köstliche Klarheit liegt darin gebreitet, als er sehr ernst fortfährt:

„Es handelt sich nicht allein darum, Kunstwerke zu schaffen, die unserer ureigensten Wesensart Ausdruck verleihen oder die man alle zehn Jahre mal in einer Galerie besuchen wird. O nein — wir müssen unser geistiges Gut so weitwürfig wie möglich aussäen, damit es in aller Herzen aufgehen kann und tausendfältige Früchte trägt.“ Kitti hat die Hände gefaltet, und ihre Augen schauen wie Kinderaugen in eine neue, geheimnisvolle Welt.

Zeitschriften

„Der Querschnitt“. Die Monatsschrift für Anspruchsvolle, Herausgeber: E. F. v. Gordon. September-Heft, Einzelpreis Rm. 1.50, bei Jahresbezug Rm. 1.25. Auslieferung: Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

„Süße Frucht — bittere Frucht: Griechenland“ heißt eine Plauderei von Bert Engel im Septemberheft des „Querschnittes“, die in ihrer ganzen Art sehr bezeichnend für Richtung und Inhalt dieser einzigartigen Zeitschrift ist. Allerlei Erlebnisse, kleine Beobachtungen, Anekdoten werden hier in geistvoller und witziger Weise aneinandergereiht und es entsteht eine bezaubernde Skizze, die das Typische griechischen Lebens und griechischen Volkscharakters deutlich macht.

Ein weiterer Beitrag heißt „Streifzug durch Tunis“. Franz v. Köller plaudert hier von allerlei typischen Absonderlichkeiten dieser fernen Stadt. Das bunte vielfältig bewegte Leben, die lähmende Hitze und die kleinen und großen Ereignisse des Tages sind Gegenstand der sorglos heiteren Betrachtung.

Das Wechselspiel der Barttracht reicht von den Tagen des Neandertalers in ständigem Wechsel bis in das bürgerliche neunzehnte Jahrhundert. Während des Krieges tauchte noch einmal der Vollbart auf, um dann bald dem Rasiermesser zu weichen. Nun hat ein Italiener festgestellt, daß die Barthaare Hormone aufsaugen. Vielleicht verhilft dies der Barttracht wieder zu neuer Beliebtheit. Dies und vielerlei anderes erfährt man aus den „Marginalien“ des Querschnittes, die ständig eine Quelle der amüsantesten Betrachtungen, Anekdoten und Notizen sind. So blättert man von Beitrag zu Beitrag und freut sich über die geistvollen Aufsätze. Daneben aber verdienen als ein bestimmender Bestandteil die Zeichnungen und Abbildungen anerkennendste Erwähnung Was hier von bekannten und noch unbekannten Künstlern an Witz und Grazie, an Ernst und Besinnlichkeit sich findet, ist von hohem Rang.

Weltstimmen. Man hört oft Leute klagen, das Tempo unserer Tage vertrage sich nicht mit dem nachdenklichen Versenken in die Welt der Bücher. Sport und Technik und öffentliches Leben, so hört man, habe das Interesse an Büchern zurückgedrängt. Die Besucherzahlen der Volksbüchereien, das Aufblühen unzähliger Leihbüchereien in den letzten Jahren zeugt vom Gegenteil, und es wird klar, daß es eben das snobistische und cliquenhafte Gebaren einer ganz bestimmten Art von „Literaten“ war, die die Beziehung von Buch und Volk untergraben hat. Es ist jetzt an der Zeit, einmal mit Nachdruck auf eine Arbeit hinzuweisen, die die Franckh'sche Verlagshandlung in den Monatsheften der „Weltstimmen — Menschen, Bücher, Schicksale in Umrissen“ — übrigens schon seit vielen Jahren — leistet und die in ihrer lebendigen Art berufen scheint, diese Beziehungen von Volk und Buch lebendig und für beide Teile fruchtbringend zu gestalten. Nehmen wir z. B. das neueste (September-)Heft dieser Zeitschrift vor, so sehen wir, wie durch fesselnde Beiträge Bücher, und zwar gute und wertvolle Bücher aus allen Gebieten, Neuerscheinungen und wertvolle ältere Werke weitesten Kreisen nahegebracht werden. Da finden wir z. B. einen Aufsatz „Leben in unserer Zeit“, von Tim Brauer, der auf das Buch von R. H. Bruce Lockhart „Als Diplomat, Bankmann und Journalist im Nachkriegseuropa“ hinweist, einen Beitrag des Schriftleiters der „Weltstimmen“, Dr. Karl Blanck, „Weinsberg und Burg Weibertreu“, in dem Weinsberg als Stadt der Dichtung in Beziehung tritt zu Goethes „Götz von Berlichingen“ und Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“. Eine anregende Plauderei, „Sommerliches Zwischenspiel“ weist auf das Buch von Paul Fechter, „Die Fahrt nach der Ahnfrau“ hin. Mit dem neuen Buch von Colin Roß, „Amerikas Schicksalsstunde“ beschäftigt sich Hans Haerlin in einem eingehenden und durch viele Bilder anschaulich gemachten Aufsatz. Ina Seidel erzählt aus ihrer Jugend. Als „Leben einer deutschen Frau“ wird das Lebensschicksal von Johanna von Bismarck gezeichnet. Dieses sind einige Kostproben aus dem neuen Heft. Die vielen Bilder, die die „Weltstimmen“ bringen, knüpfen ein unmittelbares Band zu den Büchern und der Welt, aus der sie sprechen. In Fragen und Antworten kommen die Leser selbst zu Wort. Ein „Einblick in neue Bücher“ gibt kurze Ueberblicke über wichtige Neuerscheinungen.